

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 113. Bromberg, den 21. Mai 1937

Das Erbe von Björndal

Roman von Trygve Gulbranssen.

Berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Ellen de Boor.

(40. Fortsetzung.)

Per hockte in sich zusammengekrochen und unterwürfig auf seinem Platz, doch verfolgte er gespannt Dags Tun und konnte sich nicht enthalten, hörbar zu schnuppern, als der Tabakrauch aufstieg.

Dag guckte ihn flüchtig an, fuhr mit der Hand in die Tasche und holte die Tabakrolle heraus. „Da!" sagte er und warf sie ihm zu.

Per hatte nicht schnell genug zugegriffen und mußte sie unter dem Schemel suchen. Er begann ein „Danke schön" und „kann ich ja gar nicht annehmen", ein umständlichen Kratzen und Säubern an der Pfeife, und zuletzt kam er auf die Beine, um die Rolle zurückzugeben.

„Du kannst sie behalten", sagte Dag.

„Die ganze?" fragte Per.

Dag antwortete nicht, und Per setzte sich wieder auf seinen Schemel, wendete und besah die ansehnliche Rolle von allen Seiten.

Dag war seit dem Unglück am Totenberg nicht mehr in der Svarttjernhütte gewesen. Weshalb war er heute hereingekommen? Hatte er das Gefühl gehabt, er sei gegen den alten Mann zu schroff gewesen, und wollte er es wieder gut machen?

Frühling und Sommer gingen hin, und es wurde Herbst.

Der junge Dag war an einem sonnigen Morgen von Osten her zum Skarfjell unterwegs. Der Himmel war herbstlich hell und durchsichtig — um viele Himmel höher als sonst. Hier wuchsen mehr Espen, Ebereschen und Birken als Nadelbäume, und jetzt in der Zeit des Laubfalls lag das Gras voll bunter Blätter. Im Schatten glänzten sie von Reif, aber an sonnigen Stellen waren sie dunkel von Feuchtigkeit.

Dag wanderte durch das Spiel von Schatten und Sonne, das die Blätter, die noch an den Bäumen saßen, in lebendigem Wechsel über seinen Weg warfen. Sein Blick ruhte auf den Blättern am Boden und hob sich dann wieder zu dem hohen Himmel. Er sog die kalte, trocken klare Luft ein, und sein Atem dampfte weiß um ihn. Weich und behutsam ging er — mit morgendlich wachen Sinnen.

Er hatte das Gefühl gehabt, als sei seit einiger Zeit im Abenddunkel etwas hinter ihm, um ihn, dicht neben ihm gewesen. Nicht nur, daß er ein einziges Mal einen dürren Zweig etwas stärker hatte knacken hören, als sonst die Äste am Boden von selbst knacken — nein, er hatte auch das Gefühl von einem behutsamen, ja gefährlich behutsamen Schleifen im Heidekraut gehabt, von Fußsohlen, die sich an den Boden schmiegten — so weich, so schleichend, daß es fast in der Nacht unterging, selbst für sein geübtes Ohr

Konnte es ein alter Schlauberger von Bär sein, der so behutsam schlich? Oder ein Mensch? Wenn er hinterher bei Tageslicht nach Fährten suchte, waren keine zu entdecken. Daß ein Bär so schlau sein sollte, seine Tatzen nur auf Stein zu setzen, war nicht denkbar, und die ganz leichten Schleifspuren, die er im Moos und dem bereiften Heidekraut zu sehen gemeint hatt, endeten in einem Abdruck ohne Spur einer Bärenkralle. Das einzig Mögliche schien, daß es ein ebenso schlauer Waldläufer war wie er selbst, der Überstrümpfe aus Elchfell trug. Er selber benutzte solche Überstrümpfe, wenn er sich an besonders scheue Tiere heranpirschen wollte. Die ersten hatte er als kleiner Junge von seinem Vater bekommen; bei anderen hatte er diese Art Fußbekleidung nie gesehen.

Irgendwo hier im Wald trieb sich der fremde Mörder herum, der in der Vestlihütte mit der Axt auf ihn losgegangen war. Sollte dieser Kerl im Abenddunkel auf Elchstrümpfen hinter ihm her sein? War er so wenig dankbar, daß er auf Rache für den Denkzettel von damals sann?

Dag ärgerte sich über diese Hinterlist. Er wollte einmal nachts ein Feuerchen machen und sich daran auf die Lauer legen, aber erst mußte er eine Stelle suchen, wo er den Rücken frei hatte — dann mochte der Hund kommen! Er sollte einen kräftigen Empfang finden!

Solche finsteren Gedanken hatten Dag zu dieser sonnigen Morgenwanderung getrieben. Er wollte zum Skarfjell hinauf. Es war weit, aber er kannte dort oben Stellen, wo er sich so lagern konnte, daß er den Rücken gedeckt und das Feuer vor sich hatte. Wenn es dann erlosch und sich nur noch in dessen letztem Schimmer die schlafende Gestalt abhob, dann würde der Schleicher wohl kommen.

Die belaubten Hänge, an denen Dag emporstieg, führten zu einem gewölbten Höhenkamm, und dahinter lagen riesige Moore mit schmalen, von Birkengestrüpp überwucherten Strichen festen Landes dazwischen.

Oben auf der Höhe blieb Dag plötzlich wie angewurzelt stehen. Blitzschnell hatte er die Büchse von der Schulter und ließ sie, die Linke am Lauf, die Rechte dichter unter dem Schloß, auf seinem Knie ruhen. Auf einem der Landstreifen im Moor stand ein Elchbulle, ein kräftiges Tier, in wachsamer Ruhe mitten im öden Moor. Ein duftiger Nebelschleier trieb dicht über das Moor hin, und Wollgrasflocken schwankten seidigweiß darin.

Dags Hände krampften sich um die Büchse — sie wollten ihrer alten Gewohnheit folgen —, sonst rührte sich nichts an ihm. Seine Augen blitzten zuerst kalt auf, wie immer vor einer schnellen Tat, erweichten sich aber zu einem stillen, fernen Blick. Der Elch streckte die langen, hellen Hinterläufe aus und drückte die Lenden herab, der Vorderleib verharrte in wuchtiger Schwere. Jetzt hob der Elch das Maul in die Luft wie zu einem hallenden Brunstschrei — die gewaltigen Schaufeln lagen hintüber gegen den dichten Kamm der Mähne, der Sonnenschein glänzte auf den nassen bebenden Lefzen und den zitternden Nüstern, die in den Wind witterten. Der dampfende Hauch des warmen Atems strich ihm über den Körper.

Dag meinte noch nie ein solches Wunder von wuchtiger Kraft gesehen zu haben, er hatte sich ja früher auch nie Zeit zum Sehen genommen. Sonst krachte der Schuß im gleichen Augenblick, wo er eines solchen Kerls ansichtig gewor-

ben war. Und das würde wohl auch wiederkommen, heute aber war ihm so wunderlich zumute. Wenn der Elch dort draußen stehenbliebe, wäre er am liebsten an ihn herangetreten, hätte ihn bei der Schaufel gepackt, ihn tüchtig geschüttelt und im Mähnengewirr und Kinnbart gekraut.

Er fühlte sich offenbar ganz sicher in seiner gewaltigen Kraft, der Hüne da draußen, ganz wie auch Dag sich noch vor einigen Jahren gefühlt hatte. Jetzt war er daheim unsicher geworden, und auch hier in den Wäldern umlauerte ihn irgendetwas. Und da sollte er dem ahnungslosen Tier dort eine heimtückische Kugel durchs Herz jagen? Nein, ein andermal wieder, wenn seine Stimmung danach war.

Schlug er aus der Art? — Nein, er schlug sich — in den Wald hinein. Niemals hatte er sich so mit den Wäldern eins gefühlt und mit allem, was darin in einem Frieden lebte, der auch ihn einmal umfangen hatte. Es war ihm jetzt wie eine schmerzliche Mahnung, daß ihn die Arglist des Lebens auch hier im Wald umlauerte.

Er nahm die Hand vom Hahn und schlug damit leicht gegen den Kolben. Der Elch senkte plötzlich Kopf und Schaufeln, als wolle er sich so klein und unsichtbar wie möglich machen, warf sich herum und fuhr in wilder Jagd in den Föhrenwald hinterm Moor.

Hoch oben am Westhang des Skarfjell blinkte ein winziges Feuer wie ein Stern — wurde heller und heller, je tiefer sich die Dunkelheit über die Wälder senkte.

Dag hatte den alten Pfad eingeschlagen, der sich westlich auf den Berg hinaufschlängelt, und war bis zu der Kehre gelangt, ehe die Abenddämmerung in die Helle des Herbsttages einbrach. Von dort hatte er auf die Waldtäler im Süden und Westen hinabgeblickt und — hinauf zum Hochgebirge im Norden, das sich bereits in hartem Winterweiß gegen das Blau des Himmels abzeichnete. Er stand in den Anblick versunken und dachte daran, wie er sich damals den Aufstieg auf den Totenberg ertrotzt hatte — während ihn noch Winterstürme umbrausten.

Mit dem Rücken gegen die Felswand saß er und aß sein Abendbrot am Feuer, das heftig im Wind zischte und flackerte, ihm heiß entgegenwehte und im Dunkel hoch aufschlug, wenn der Wind hineinblies und von der Felswand zurückprallte. Lockerer Fichten- und Föhrenwald umgab ihr — schiefe, windzerzauste Krüppelbäume mit verkümmerten Stämmen und an der Wetterseite abgestorbenen Ästen. Dazwischen Birken und Ebereschen.

Der Wind blies hier unerwartet kalt, und es zog ihm um den Felsen herum eisig in den Rücken. Er hatte für eine tüchtige Unterlage aus Fichtengrün gesorgt, behielt sogar noch etwas zum Zudecken übrig, aber aus dem Schlaf würde heute nacht nichts werden, das war ihm schon jetzt klar.

Während er sein Brot kaute, spitzte er die Ohren und lauschte auf alle Geräusche; sein Blick suchte schnell und scharf das Dunkel ab; doch als er gegessen und den Rucksack zugeschnürt hatte, wurde er ruhiger. Die Müdigkeit nach der langen Tageswanderung und die Wärme ließen ihn in seine gewohnte Gleichgültigkeit verfallen; er stützte die Ellbogen auf die Knie, die Wange in die Hand und nickte vor seinem Feuer ein. Unendliche Weite klang in dem Sausen des Windes hier oben auf dem Skarfjell. Von den Wäldern drunten tönte es fern und einschläfernd herauf, und der See unter dem Nordabfall des Gebirgskammes brandete ab und zu gegen das steinige Ufer. Dag sank immer weiter vornüber, auf das Feuer zu, öffnete immer seltener die Augen, um sich umzusehen.

Da — mit einemmal hob er den Kopf kaum merklich von den Händen; er blieb unbeweglich sitzen, äugte aber scharf in das Dunkel hinter seinem Feuer. Unten, wo der Pfad sich heraufzog, war es gewesen! Dort hatte sich im Feuerschein etwas aus dem Finstern abgehoben, schemenhaft, ein menschliches Gesicht; grade mannshoch über dem Boden. Aber nur wie ein Schimmer — dann war es wieder fort.

Was aber seinen Blick so völlig erstarren ließ, war noch etwas Besonderes — bei der Erscheinung hatte ihn etwas an die Züge seines Vaters erinnert. Drohte dem Vater der Tod, und war es der Vorspuk seines Todes, was ihn in den letzten Nächten beunruhigt hatte? Er hatte von solchen Sachen gehört. Die Leute im Wald wußten viel zu erzählen von Gesichten und Lauten um die letzten Tage eines Menschen. Aber war er auch richtig wach gewesen, als er es zu sehen vermeinte, oder noch im Halbtraum? Schwer zu sagen.

Er sank bei diesen Gedanken wieder vornüber, doch dann mußte er wohl einen Laut gehört haben; denn er hob den Kopf jetzt ganz, und — sein Vater trat aus dem Dunkel heraus.

Die Gedanken wirbelten in Dags Kopf: es war also der Vater, der hinter ihm her war — daher diese behutsamen Laute, aus denen man nicht klug werden konnte. Die unbestimmten Spuren stammten also von dessen Elchsstrümpfen. Aber — weshalb war der Vater im Dunkeln hinter ihm her, weshalb war er nicht zum Vorschein gekommen?

„Ein tüchtiger Marsch bis hier herauf", sagte der Vater schweratmend. Er schwitzte nach dem steilen Aufstieg.

Am Feuer lag ein großer bemooster Stein. Er setzte sich darauf, legte Büchse und Rucksack neben sich und blickte ins Feuer und in die nächtliche Finsternis hinaus und lange zum Himmel auf, als wolle er alle Sternbilder herausfinden. Dann sah er wieder in die Glut — nur nicht auf seinen Sohn. Vater Dag, der aller Welt so sicher entgegentrat — seinem Sohn gegenüber fühlte er sich unsicher, seit dieser erwachsen war. Gewiß hatte er an einem entscheidenden Abend jene Worte gesprochen, die Dag und Adelheid zusammenführten, das war aber auch das einzige, womit er in das Leben seines Sohnes eingegriffen hatte.

Es lag eine tiefe, unüberwindliche Scheu zwischen Vater und Sohn. In den Jahren, als Dag heranwuchs, hatte die Mutter mit ihrem Haushalt und ihrer Fürsorge für die ganze Siedlung alle Hände voll zu tun gehabt, und der Vater war so völlig von seinen Geldangelegenheiten in Anspruch genommen gewesen, daß er für seine ganze Umgebung — auch für die Söhne — blind war.

So war Dag auf sich selbst angewiesen, und niemand in der Welt wußte, was sein innerstes Herz bewegte. Von Natur schweigsam wie seine Vorfahren, hatten ihn der Wald und die Einsamkeit nicht gesprächiger gemacht. Wieviel er von der Härte des Vaters in Geschäften bemerkt hatte und was er darüber dachte, wußte der Alte nicht, und ebensowenig, ob sich sein Sohn Gedanken darüber machte, wie selten sich sein Vater um ihn gekümmert hatte.

So erging es Vater Dag bei all seiner inneren Sicherheit wie so manchem auf der Welt — wenn er sich irgendwo unsicher fühlte, dann grade vor einem seiner Nächsten. Und wenn er es in den letzten Jahren als seine Aufgabe betrachtet hatte, seiner Umgebung näherzukommen und ihnen möglichst viel zu helfen — war er auf seinen Sohn zu allerletzt verfallen.

Seit den Worten des Pfarrers über den Major hatte auch er eingesehen, daß alle Menschen eine Stütze brauchten, und seine Selbstvorwürfe hatten ihn dann endlich daran gemahnt, daß es einen ihm noch Näherstehenden gab, der Anspruch auf seine Hilfe hatte.

Der junge Dag konnte davon keine Ahnung haben, konnte auch nicht wissen, welche Seelenkämpfe sein Vater im Dunkel ganz in seiner Nähe durchgemacht hatte und wie oft er im letzten Augenblick vor einem Gespräch unter vier Augen zurückgeschreckt war. Vor elf Jahren hatte der Vater zum letztenmal dem Wunsche nachgegeben, dem Sohn nahezukommen. Das war im Frühjahr nach Thereses Tod gewesen — und er hatte Hauptmann Klinge mitgenommen, um nicht mit Dag allein sein zu müssen. Vater Dag konnte sich nicht besinnen, während zweier Jahrzehnte mit seinem Sohn unter vier Augen gesprochen zu haben, außer gelegentlich einmal über das Wetter oder ähnliche Äußerlichkeiten.

Dag hockte noch immer vor dem Feuer, das Kinn in die Hände gestützt. Er hatte ein-, zweimal zum Vater hinübergeblickt und dann zum Sternenhimmel, ob der Vater dort oben etwas Ungewöhnliches beobachtete. Der Abendwind hatte sich ein wenig gelegt, aber es fuhr ab und zu ein kalter Zug um den Felsen, und aus den Wäldern und vom Skarfjellsee herauf drangen verhallende Laute und verebbendes Brausen.

Vater Dag scharrte ein paar Späne ins Feuer und sah zu, wie die Flammen sie ergriffen, und wie der Rauch sich ins Dunkel verlor. „Hast du dieses Jahr schon einen Bären gesehen?" fragte er endlich.

Der Sohn schien erst nachzudenken. „Nein, dies Jahr noch nicht, nur Fährten nördlich von Svarttjern und der Vestlihütte und hier herum aufs Gebirge zu. Und Fischer Börre hat einmal einen unten am Wasser gesehen."

„Der Elch wagt sich diesen Herbst weit heraus", sagte Vater Dag.

Der Sohn warf ihm einen raschen Blick zu. War ihm der Vater so dicht auf den Versen gewesen, daß er die Geschichte mit dem Elch im Moor beobachtet hatte?

„Wohin man kommt, trifft man auf Elchspuren und frische Losung." So schwatzte Vater Dag über alles mögliche, doch dauerte es jedesmal lange, bis ihm etwas einfiel; und er sah den Sohn nicht an — sah nur ins Feuer oder zu Boden oder nach den Bergen; meist aber zum Himmel auf, wo das Sternengewimmel immer dichter wurde.

Vater und Sohn hatten noch mehr Fichtengrün geholt und auch für jenen ein Lager hergerichtet, nun lagen sie zurückgelehnt, Dag gegen die Felswand, der Alte gegen den Steinblock, auf dem er vorher gesessen hatte. Die Rucksäcke unterm Kopf, die Büchsen griffbereit, starrten sie ins Feuer. Beide hatten völlig die gleiche Art.

Lange hatten sie stumm dagelegen, als Vater Dag endlich mit merklich unsicherer Stimme anhob: „Du wirst wohl gehört oder gemerkt haben, daß ich ein harter Mann gewesen bin, in Geschäften, in meinen Rechtsansprüchen und dergleichen — früher einmal. Man kommt dabei aus der Bahn. Die meisten Menschen können nicht genug kriegen, bis sie unter die Erde müssen, aber das ist nicht der Sinn des Lebens . . . Die Habgier der Leute, die im Leben vorangekommen sind, die macht den Menschen das Leben meist so schwer. Man muß zeigen, daß man ein Herz hat — wenn man selber Frieden finden will; und das kommt auch anderen zugute. Du wirst einmal eine große Verantwortung übernehmen, wenn du ans Ruder kommst — nach mir; und man muß sich vor Heuchlern und Schleichern in acht nehmen, die nur auf anderer Leute Kosten faulenzen wollen; wenn sich aber einer nach besten Kräften müht, dann soll man sich seiner annehmen."

Das und manches andere sagte der Alte.

Dag hatte erst unbeweglich dagelegen, ohne ihn anzusehen. Als er merkte, worauf der Vater hinauswollte, verzog sich seine Wange leicht, und die Falte darin wurde deutlich sichtbar. Doch sie schien auf halbem Wege in einem harten, unnatürlichen Lächeln erstarrt zu sein. Unter halb geschlossenen Lidern hing sein Blick, scharf funkelnd, am Spiel der Flammen. Seine Haltung schien davon zu sprechen, daß er sich hierüber längst seine eigene Meinung gebildet habe.

Die ganze Nacht zog es kalt um den Felsen, und an Schlaf war nicht zu denken. Gegen Morgen drehte sich der Wind mit eiskalten Stößen nach Norden, und es begann oben in den Felsschrunden und in den Krüppelbäumen, die über die Klüfte herabhingen, zu heulen.

Der Alte erhob sich fröstelnd. Er hatte sich feucht von Schweiß niedergelegt und sich wohl in der Nacht erkältet. Er räusperte sich und sagte heiser, während er, den Rücken seinem Sohn halb zugewendet, Rucksack und Büchse überwarf: „Du mußt versuchen, dich . . . mit Adelheid . . . zurechtzufinden."

Dag hatte sich aufgesetzt und starrte dem Vater lange nach, wie er langsam, aber sicher den Abhang hinunter auf den Pfad zuschritt und verschwand.

(Fortsetzung folgt.)

Vogelwelt im Volksmund:

„Saltomortale-Aujust in'n Schilprohrbusch."

Streifzug von C. König.

Zu allen Zeiten konnte sich die Vogelwelt der besonderen Freundschaft der Menschen rühmen, und viele unserer gefiederten Freunde haben es zu einer großen Volkstümlichkeit gebracht. Das herzliche Verhältnis spiegelt sich in zahlreichen Volkssagen und in den Versuchen wider, die Stimmen der Vögel zu deuten. Auch mit „Spitznamen" spart der Volksmund nicht, und meistens kommt in ihnen eine feine Beobachtung der besonderen Eigenschaften des betreffenden Vogels zum Ausdruck.

Vom lustigen Kiebitz singt man:

„Kiwit, wo bliew ick? In'n Schilprohrbusch,
Do sitt ick, do fleut ick, do hebb ick min' Lust."

Die Flugkünste des schönen Vogels brachten ihm verschiedene Spitznamen, wie „Lufthüpfer" und „Saltomortale-Aujust" ein. Mit dem Kiebitz ist eine geschichtliche Erinnerung verknüpft. Die Einwohner von Jever in Oldenburg schickten dem Altreichskanzler Bismarck alljährlich zum Geburtstag 101 Kiebitzeier. Einmal, man schrieb das Jahr 1881, war das Geburtstagsgeschenk durch Wahlumtriebe in Frage gestellt. Am Vorabend des Festes depeschierte der Küchenchef des Fürsten nach Jever: „Wo bleiben die 101 Eier?" Umgehend antworteten die Jeveraner:

„Wie könnt kin Eier schicken mehr,
Die Kiewittmodder legt nicht mehr.
Worüm leggt se kine Eier?
Ut Angst vor niee Steier!"

Die Kiebitzmütter haben sich dann aber doch noch anders besonnen, und die Eierkiste traf mit dreitätiger Verspätung am 3. April ein. Fürst Bismarck schickte den Jeveranern als Dank einen kostbaren Silberpokal, der mit dem Bismarckschen Wappen und einem Kiebitzkopf geschmückt ist und an jedem 1. April zu einem feierlichen Umtrunk dient.

Vom großen Preußenkönig Friedrich II., der bekanntlich leidenschaftlich gern die Flöte spielte und schon als Knabe kleinere Tonstücke komponierte, erzählt der Volksmund, er habe sich als Lehrmeister ein — Rotkehlchen gehalten. Eines Tages sang der Vogel eine Weise, die dem jungen Konprinzen besonders gut gefiel und die er sofort in Noten setzte. Es wurde der Zapfenstreich der Infanterie. Tatsächlich soll es Rotkehlchen geben, die den ersten Teil des bekannten Feierabendsignals Note für Note richtig singen.

Aus der weitverzweigten Familie der Finken ist der Buchfink der bekannteste. Er gilt im Volksglauben vor allem als Wetterprophet. So bedeutet ein in früher Morgenstunde schlagender Fink, besonders wenn er auf dem Dache sitzt, Unwetter. Sein Ruf klingt dann eigentümlich finster und wird vom Volksmund mit „Schütt - Schütt" übersetzt. Ein lustiger Fink dagegen lockt: „Fritz, Fritz, Fritz, willst du mit zu Weine geh'n?" — Als leichtsinniger Bursche in der Familie der Finken gilt der Zeisig, dem wir die häufig gebrauchte Bezeichnung „ein lockerer Zeisig" für einen leichtfertigen Menschen verdanken. Weit verbreitet ist die Sage vom Stieglitz, dem der Herr am fünften Schöpfungstage das bunteste Gefieder aus den Resten aller Farbtöpfe malte, da er das bescheidene Vöglein im aschgraunen Gewand vorher ganz übersehen hatte.

Der putzige Zaunkönig hat seinen Namen nach der Volkssage einem listigen Betrug zu verdanken. Bei einem Wettflug aller Vögel um die Königswürde versteckte er sich unter den Schwanzfedern des Storches. Als der nicht mehr höher fliegen konnte, schwang sich der Zaunkönig über ihn hinaus in die Lüfte und rief: „König ick! König ick!" Die Vögel ließen diesen Betrug nicht gelten und wollten den Schelm zur Rechenschaft ziehen. Er aber floh durch Nesseln und Zäune in ein Mauseloch und heißt seitdem Zaunkönig oder Nesselkönig.

In dem baumhackenden Specht sieht die Volkssage einen verwunschenen geizigen Bäcker, der bei einer Teuerung das arme Volk mit falschen Gewichten betrog. Zur Strafe muß er jetzt ohne Ruh' und Rast arbeiten und mit der schlechten Madenkost vorlieb nehmen.

Die zierliche Bachstelze hält gute Freundschaft mit dem Bauern. Auf Schritt und Tritt folgt sie ihm hinter dem Pfluge, um die ausgeackerten Schädlinge sofort zu verzehren. Der Volksmund nennt sie „Ackermännchen", und die Kinder singen:

„Ackermännchen, spitz die Schar,
Morgen woll'n wir an'n Acker fahr'n."

Ein überaus reicher Sagenkranz hat sich um den Kuckuck gewunden, und auch die Fabeln von der Schwalbe und von Nachtigall und Lerche könnten Bände füllen.

Von den Vogelstimmendeutungen seien noch einige erwähnt. Die Goldammer ist sich ihres Wertes wohl bewußt. Stolz klingt vom frühen Morgen bis späten Abend ihr Ruf: „Edel, edel, edel bin ich!" Die Singdrossel lockt als zärtliche Gattin ihren Gemahl: „Philipp, Philipp, wo bistu?", und das Männchen antwortet: „Im Siepen." Die Schwarzdrossel ruft ungehalten: „Lisebett! Lisebett! Wiste nicht balle kummen? Süß, süß, süß — süß!" Und wenn die Gefährtin schön folgsam ist, klingt es besänftigt und schmeichelnd: „Lisebetteken, Liesebetteken!"

Väter als Mütter.

Die Natur ist reich, und ihre Gestaltungen sind von unbegrenzter Mannigfaltigkeit. Sie hält sich an kein Schema. Und wie sie aus den Lebensströmen, die sie durchfluten, den Muttertrieb nimmt und ihn einem ganzen Staat einflößt, so kann sie ihn auch einmal statt dem weiblichen dem männlichen Geschlecht übergeben. Dazu hat sie sich Zeugen aus dem Geschlecht der Fische auserwählt.

Auch in unserem Süßwasser lebt ein Fisch, bei dem das Weibchen nur die Eier ablegt, alles weitere aber dem Männchen überläßt, ja dabei seine Mutterliebe so vollständig diesem ausgeliefert hat, daß seine eigenen Jungen ihr nichts anderes sind, als Leckerbissen, und der Vater sehr aufpassen muß, um die Mutter zu hindern, ihre Brut zu verspeisen. Der Stichling zeigt dieses merkwürdige Verhalten und ist deshalb unser fesselndster Aquariumfisch.

Wenn die Zeit der Vermehrung gekommen ist, glüht das Stichlingsmännchen in den prachtvollsten Farben auf, grün wird der Körper, der Bauch rot. Nun sucht das Tier einen passenden Platz und fängt an, diesen Wurzeln, Halme und Pflanzenteile, die er abreißt, heranzuschleppen. Ein Nest wird am Boden angefertigt und so gut im Sande versteckt, daß es kaum zu erkennen ist. Aber der Stichling selbst verrät dem Kundigen sein Werk. Denn er schwimmt stets in dessen Nähe und stürzt sofort mit gesträubten Stacheln auf jeden anderen Fisch, der sich zu nähern wagt. Wasserinsekten die träge herankriechen, werden erfaßt, weggetragen und möglichst weit vom Nest wieder abgesetzt. Nun gilt es, das Nest zu bevölkern und mit Schmeicheln oder leisen Stößen ein Weibchen heranzuholen. Wenn es gelungen ist, dieses ins Nest zu bringen, dann legt das Weibchen seine Eier ab, und das Männchen läßt seinen Samen darüber fallen. Jenes bohrt sich an der entgegengesetzten Stelle des Nestes durch und kümmert sich um nichts weiter, höchstens daß es als Räuber wiederkehrt. Der Vater aber verdoppelt seine Aufmerksamkeit, fällt wie rasend jedes Tier an, das sich zu nähern wagt, kehrt immer wieder zum Nest zurück, bessert mit seinem Maul jeden Schaden aus, bringt in Ordnung, was sich losgelöst hat und stellt sich von Zeit zu Zeit über die Eier, zitternd seine Brustflossen bewegend; so treibt er frisches Wasser über das Gelege, und dieses entwickelt sich aufs beste. Sind die Kleinen ausgeschlüpft, so wird das Nest gereinigt und dann abgebaut. Das Männchen hält sich nun ununterbrochen über den Kleinen auf, jagt jeden Störenfried weg und sorgt vor allem dafür, daß sich die Kinder nicht in Gefahr begeben. Entfernt sich eines von den anderen, so wird es vom Vater sofort aufgenommen und auf das Nest zurückgespuckt. Und erst wenn die Jungen gut schwimmen und sich selbst ernähren können, hört die Fürsorge des Vaters auf.

Am See Genezareth setzte mir ein freundlicher Gastgeber jeden Abend den St. Petersfisch vor, eine Art Barsch, der zu dem Wein von Kana, natürlich dem besseren, vorzüglich schmeckte. Der See wimmelt von diesen Tieren, die sich an seichten Stellen in solcher Zahl sammelten, daß ihre braunen Körper den Sand verdeckten. Und ich konnte mir gut einen so reichen Fischzug vorstellen, daß das Netz reißt. Der Grund für die Häufigkeit des Fisches liegt in der Brutpflege, und wieder ist es der Vater, der diese übernimmt. Er schlürft die Brut in den Mund, hier entwickeln sich die Tierchen; wenn sie größer werden, wird es fast zu eng im Maul, und der Vater muß die Kleinen immer hin und her spülen, um nicht zu ersticken. Aber treu hält er aus und schluckt seine Kinder auch später noch ein, wenn sie bereits herumschwimmen und ein Raubfisch naht.

Viel Mühe macht auch dem Spritzsalmler die Fürsorge für seine Brut. Das kleine schöne Tier läßt sich im Aquarium halten. Zur Vermehrung springen Männchen und Weibchen aus dem Wasser heraus und kleben an die Glasscheiben des Aquariums ihre Eier, die das Männchen befruchtet. Dort oben sind die Eier sicher vor Raubfischen, dafür aber in steter Gefahr des Eintrocknens. Und so stellt sich das Männchen unter ihnen auf und spritzt sie alle halbe Stunde durch Schläge mit der Schwanzflosse naß. Auch die durch prachtvoll bunte Farben und lange, schöngeformte Flossen ausgezeichneten Paradiesfische und Großflosser (Makropoden), die schon lange Zeit beliebte Aquariumfische sind, fesseln durch ihre Brutpflege. Sie bauen ihren Eiern nämlich ein Schaumnest, und zwar ist der Künstler wieder das Männchen. Es kommt an die Oberfläche, nimmt das Maul voll Luft und stößt diese unter Wasser wieder aus, so daß fortgesetzt Blasen nach oben steigen. Schließlich bildet sich an der Oberfläche eine dichte Masse von Blasen, unter dieses Schaumnest werden die Eier gelegt, die bei diesen Fischen leichter sind, als das Wasser, nach oben steigen und unter den Blasen hängen bleiben. Immerzu bemüht sich das Männchen um sein Nest. Die Lage der Eier wird überwacht, solche, die seitlich ausgewichen sind, werden in die richtige Lage gebracht, und wenn die Jungfische ausgeschlüpft sind, müssen immer wieder neue Luftblasen nach oben geführt werden. Je größer die Tierchen werden, um so eifriger sorgt der Vater dafür, daß der Schwarm zusammen und in Ordnung bleibt, jedes zu weit entfernte Kleine wird eingeschluckt und zu den anderen ausgespien. Das Merkwürdigste aber ist, daß dieser Fisch sich sogar der Kranken annimmt.

Auch der Schuppenmolch, ein Fisch aus dem Amazonenstrom, der in seinem Körperbau an der Grenze zwischen Fisch und Molchen steht, einen aalartigen Körper hat und Luft atmen kann, sorgt für seine Brut und wird von der Natur dazu befähigt, indem diese ihm die Organe verleiht, die er braucht. Das Männchen bohrt Löcher aus, bettet die Eier hinein und bewacht die Brut. Dabei gibt es soviel zu tun, daß das Tier jetzt nicht an die Oberfläche kommen kann, um Luft zu holen, und da wachsen aus seinem Körper dünne Auswüchse heraus, die sich reich mit Blutgefäßen füllen und Ersatzkiemen vorstellen. Die Natur, die den Vater zur Ausübung der Mutterpflichten bestimmt, entbindet ihn zugleich von der Arbeit des Luftatmens. Die große Fürsorge ermöglicht die kleine. Gerade so ist es bei unserem Flußaal. Dieser Fisch ist von einer ungeheuren Gefräßigkeit, aber nur ein Leben, in dem der Körper mit reichster Nahrung versorgt wird, gibt dem Tier die Möglichkeit und die Kraft, dreiviertel Jahre oder mehr auf alle Nahrung zu verzichten. Nachdem nämlich das Aalweibchen etwa zwölf Jahre als arger Räuber im Süßwasser gehaust hat, macht es sich zu einer gigantischen Hochzeitsfahrt auf. Die Flüsse werden durchschwommen, die Nordsee und der Kanal durchzogen und auch der Atlantische Ozean genommen. Endlich, nach dreiviertel Jahren, ist die westindische See erreicht, hier treffen sich Männchen und Weibchen, die Eier werden abgelegt und befruchtet. Doch dieser Höhepunkt des Lebens ist zugleich das Ende.

Das erschöpfte Tier sinkt tot zu Boden, und die aus den Eiern ausschlüpfenden Jungaale müssen in einer nicht weniger wunderbaren Wanderung ohne Führung die heimatlichen Gewässer aufsuchen. Beim Aal ist also das ganze Leben Vorbereitung auf eine Entfaltung des Muttertriebes zu einer überwältigenden Größe. Und doch ist das nur ein Vorausfühlen, die Eltern erleben die Kinder nicht, die große Mutter führt diese der Heimat zu, indem sie den Trieb nach Hause in die Brust der Kleinen hineingelegt hat und die Fähigkeit, den Weg zu finden, zu dem die Aaljungen ein oder gar drei Jahre brauchen sollen.



Bunte Chronik



Bettlerhochzeit in Kischinew.

Die Czernowitzer Presse berichtet über ein eigenartiges Schauspiel, das sich in K i s c h i n e w, in der Hauptstadt der nach dem Weltkrieg an Rumänien gefallenen Provinz Beßarabien, abgespielt hat. Der „König“ der dortigen Bettler Balaguschtschik verheiratete seine Tochter, die eine gelähmte Stumme markierte, und ebenfalls das Bettlergewerbe in den Straßen Kischinews betrieb, an einen einbeinigen und einarmigen Bettler namens Schifter. Im Hochzeitszuge, der sich durch die Straßen der Stadt bewegte, schritten alle Bettler aus Kischinew, von denen der größte Teil für diesen Tag das Augenlicht und die Sprache wiedergewonnen und die künstlichen Buckel abgelegt hatte. An dem Hochzeitsmahl, das unter den Klängen der Jazzband eingenommen wurde, nahmen alle berufsmäßigen Bettler aus Kischinew teil, wobei die Bettler-„Aristokratie“ im Hochzeitshause dinierte, während für die armen Bettler Fässer mit Bier auf den Hof angerollt worden waren, wo sie an aufgestellten Tischen die Hochzeit mitfeierten.

Verantwortlicher Redakteur: M a r i a n H e p k e; gedruckt und herausgegeben von A. D i t t m a n n, T. z o. p., beide in Bromberg.